

Am Schweizer Zipsel.

Pfiet im Sundgau, Ende Juni.

Wie stolz und sicher steht der dunkelblaue Schweizer Soldat da drüben am Wiesentrand! Wir selber drücken uns im hochumwachsenen Drahtverhau unserer Gräben umher — wir hüden und verstecken uns vor den Franzosen — genau wie die feindliche Patrouille es drüben macht, die nie aus ihrem Walde kommt.

Dieser Zipsel ist schmal und kurz — ein kleines Rechteck, das sich vom schweizerischen Dorfe Pampfel aus über die Wasserscheide zwischen Lurg und Bendelime ins Deutsche hinüberzieht.

Denn genau an der Spitze dieses Zipsels enden die Gräben der Deutschen und Franzosen. Das gibt dem Zipsel eine merkwürdige Rolle. Er liegt eingeklemmt in die hinteren Stellungen der beiden feindlichen Heere, die über ihn hinweg sich gegenseitig in die Karten sehen.

Es ist ein historischer Platz, diese Waldstückchen am Ufer der Lurg, mit der der lange, lange Graben des Westens endigt. Und natürlich haben unsere Soldaten diese Stelle schon kenntlich gemacht. Gleich südlich des Zipsels, da, wo der erste Annäherungsgraben beginnt, wölbt sich ein weißes Wirtshaus mit der bedeutungsvollen Aufschrift:

„Eingang zur Stellung Schweiz-Ostende.“

Von dieser friedlichen Grabenfront wandern die Gedanken eines jeden, der vor ihr stand, ohne Kunst noch Korden — an jene weiße Düne vor Neuport, auf der die letzte deutsche Matrosenmacht lag und ins Meer schaut. Sie wandern entlang dieser ganzen blutenden, stöhnenden Via Triumphalis, auf der seit zwei Jahren der Tod zwischen den Gräben wandert.

Wir eilen nach Norden. Aber der Abschied fällt nicht leicht. Jemand etwas will sich halten hier auf dieser felsigen Schwelle zwischen Krieg und Frieden — wo von drüben die blauen Juraberge so sommerlich zufrieden in den Himmel blinzeln. Auch während wir an dem endlos langen, hohen Drahtzaun vorbeifahren, der das elfassische Okkupationsgebiet von der neutralen Zone zwischen Deutschland und der Schweiz trennt, immer ruht der Blick auf diesem kleinen Friedensland rechter Hand.

Aber dann wendet der Wagen schmerzerade nordwärts. Der

braungerichofene Vogesenrand taucht auf, der dunkle Idsteiner Alok redt sich drohend aus dem Schwarzwald herüber. Aus der Richtung Belfort grollt der gedohnte Donner. Wir kehren in Kriegsland zurück. Aber auch hier ruht die Arbeit des Friedens nicht. Auf dem Felde wird das Heu gekehrt. Und die Ernte des dritten Kriegsjahres gibt langsam in der Sonne.

Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

Kleines Feuilleton.

Der Sieger.

Einer ist Sieger in jeder Schlacht, Einer hat stets den Frieden gebracht, Einer ist Kaiser der ganzen Welt, Einer die Erde in Fäusten hält.

In Scharlachmantel, weißem Gewand Durchzieht er Meere und Luft und Land, Unter den Füßen stockt jedes Blut, Und sein Odem verdirbt jede Blut...

Er ward nie besiegt und kauf nie Krieg, Er kennt nur Frieden und doch nur Sieg, Ihr alle füllt noch des Siegers Hand, Die Menschen haben ihn Tod genannt.

B. Reibes.

Kammerspiele: „Der Floh im Panzerhaus“.

In dieser Grotte gibt ihr Verfasser Robert Forster-Larrinaga ein im Geist der Hundstage — wirklicher Hundstage, in denen die Hitze den Verstand zum Schmelzen bringt — empfangenes Stück, das in methodischer Tollheit Menschen und Dinge auf den Kopf stellt. Ein gassenbühnisch durchdröhntes Vergnügen spricht sich darin aus, wie da der Ernst der Pose, in den sich selbstgefällige Sentimentalität und Eitelkeit drapieren, durch eine bizarre Folge von Unschlüssen, wie sie sonst nur der Traum kennt, respektlos verulkt wird.

Ein Partizänkabinett verdrehter Exemplare hat sich, während draußen Revolution und Krieg toben, als eine Art von Uebermenschen-Anhängen, zu schade für das ordinäre Leben, im fugehücherten Panzerhaus eines gelehrten Obernarren etabliert.

Da gibt es einen von Werner Krauß famos im Karikaturenstil gespielten blond-germanischen Naturforscher, mit salbungsvoll treuerzigem Organ und wurstartigem Gesichter aller Glieder, die prall mit Sägezähnen ausgestopft erscheinen. Ein eingefangener Floh, dessen Studium er zwei Jahre seines Denkerlebens widmete, hat sich plötzlich aus seinem Glasgehäuse davongemacht. Dies Ereignis erfüllt die Damenwelt in dem Salon mit klaffendem Schrecken und drängt sogar das Interesse an dem „jungen Mann mit dem melancholischen Lächeln“, der seine Schlafsuchtphilosophie dort als aller Weisheit letzten Schluß vorzutragen pflegt, für Augenblicke in den Hintergrund.

Die den Ton des Ganzen vorzüglich treffende Aufführung glitt über alle Schwächen in dem Texte leicht hinweg und verhalf der gewagten Schürze zu einem entschieden lobenswerten Publikum.

Die Anfänge der Ferienkolonien am Meer.

Viele Tausende von schwächlichen Kindern finden in diesen Sommermonaten wieder Kräftigung und Gesundheit in der reinen Luft unserer Küsten und durch Baden im Meer. Mehr denn je fühlt man heute den hohen Wert der Ferienkolonien für die Stärkung unserer Volkskraft, die in einer blühenden Jugend die beste Gewähr für eine glückliche Zukunft Deutschlands findet. Und doch ist es erst 40 Jahre her, daß die erste deutsche Ferienkolonie am Meer entstand, ist überhaupt wenig mehr als ein Jahrhundert vergangen, seit die ersten deutschen Seebäder gegründet wurden.

In Deutschland ist besonders der Göttinger Professor Beneke für die Einrichtung von Kinderhospizen an der Nordsee, welche ihm für die Kleinen besonders günstige Bedingungen zu bieten schienen, eingetreten. Er mußte erst starke Vorurteile überwinden, die man gegen das „raube Klima und die windige Luft“ an der Nordsee hegte, und es erreichte allgemeine Ueberzeugung, als er nachwies, daß die Todesfälle an Lungenschwindsucht auf der Insel Rorderney zu den Seltenheiten gehören. In Rorderney entstand denn auch 1876 das erste Hospiz an der Nordsee, die sogenannte Diakonissenanstalt, die 1877 20 Kinder, 1880 bereits 47 Kinder versorgte und in einer Kleinkinderschule unterrichtete. Eine zweite derartige Ferienkolonie wurde dann auf der Insel Jöör von der Diakonissenanstalt in Flensburg errichtet. 1880 bildete sich ein Komitee zur Errichtung von Seehospizen an den deutschen Nordseeküsten, und seine Tätigkeit brach der Bewegung die Bahn.

Ergenzreiche Frucht ist nun in unseren Ferienkolonien herangewachsen.

Notizen.

— Kunstchronik. Die Große Berliner Kunstausstellung 1916 hat am heutigen Sonntag, den 9. Juli, einen sogenannten billigen Sonntag. Der Eintrittspreis beträgt während des ganzen Tages 25 Pfennige.

— Eine pädagogische Sandbibliothek, die das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht im Hause Potsdamer Straße 120 eingerichtet hat, ist nunmehr der öffentlichen Benutzung freigegeben worden. Die wichtigsten Werke der allgemeinen Pädagogik und Pädagogie stehen in ihr zur Einsicht bereit. Außerdem sind gegen 70 pädagogische Zeitschriften aufgelegt. Auch von der pädagogischen Kriegsliteratur ist ein großer Teil vorhanden. Die Bibliothek ist werktäglich von 4—7 Uhr nachmittags unentgeltlich geöffnet.

— Ein Fisch als blinder Passagier. In einem lehrwürdigen Auffay des „Prometheus“ wird von allerlei Anpöpfungsercheinungen bei Meeresfischen berichtet. Bei dem „Schiffshalter“, einem spindelartig gebauten Fisch, ist die erste Rückenfinne in eine Hautscheibe umgewandelt. Mit dieser befestigt sich der Schiffshalter an größeren Fischen, namentlich Haten, Lachs und Schwertfische oder auch an den Böden von Schiffen an. Auf diese Weise gelingt es ihm, ohne eigene Muskelkraft größere Wassergebiete zu durchzieren, um zahlreiche kleine Tiere, an denen sein Träger vorbeizieht, mit leichter Mühe wegzuschlucken.

Für tot erklärt.

Von Ernst Wichert.

Endlich beschloß er, ihm offen zu sagen, wie es mit ihm stünde. Er kleidete sich sonntäglich an, fuhr hinüber und suchte den Freund auf, der ihm mit aller Herzlichkeit entgegenkam. „Komm zum Haken“, sagte er ganz feierlich, „wir haben miteinander zu sprechen.“ Und dann schüttelte er ihm sein Herz aus, versicherte ihm, daß er ohne die Annika nicht leben könne, und daß er sie keinem gönne, auch ihm nicht, und daß ihre Freundschaft zu Ende sein müßte, wenn er ihm das Mädchen nehme. „Aber sie selbst soll entscheiden“, schloß er; „und sie soll alles wissen. Keiner von uns soll sie überreden, sondern wir wollen Hand in Hand zu ihr gehen und ihr sagen, daß wir sie beide lieben, und sie fragen, wem sie angehören sollte. Wenn sie dann Dich nennt, so will ich nicht murren, sondern in die weite Welt hinausgehen und euch beide nicht mehr wiedersprechen. Dann mußt Du mir aber einen heiligen Schwur leisten, daß Du sie zum Altare führen willst, wie es auch komme. Wählst sie mich, so weiß ich, daß Du Dich kränken, aber mein Recht achten wirst, auch wenn ich fern bin.“ Das sprach er recht treuerzig und möglichst fest, obgleich ihm die Tränen in den Augen standen. Konrad aber erblähte, zitterte und schlug nicht in die dargebotene Hand. „Weiß Gott“, sagte er nach einer Weile, „daß ich dem Mädchen gut bin und daß Deine Mitteilung mich schwer trifft, aber Deinen Vorschlag kann ich nicht annehmen, so achbar er auch ist. Ich kann mich jetzt noch nicht binden und der Annika nicht ein festes Versprechen geben; deshalb darf ich sie auch jetzt nicht fragen. Warum bist Du so eilig? — „Weil ich sie liebe!“ rief Peter Alars leidenschaftlich; „und weil ich's ernst mit ihr meine. Wenn Du daselbe von Dir sagen kannst, so komm mit mir!“ — „Geh allein!“ antwortete der junge Krüger nach einigem Kampfe. „Ich kann mich nicht entschließen.“ Der Nehtunger zwakte die Achseln. „Wie Du willst!“ sagte er, doch erzürnt, sich im Freunde getäuscht zu haben, und machte sich auf den Weg. Konrad folgte schweigend. An Endoms Hof blieb der Fischer noch einmal stehen und sah Konrad fragend an. Der aber schüttelte traurig den Kopf, grüßte kleinlaut und schritt dann weiter.

heimen. Er sagte ihr alles, auch daß der reiche Krügersohn, sein Freund, ihr gut sei, und daß er selbst sie erst nach Jahren werde in sein kleines Fischerhaus einführen können, weshalb sie sich wohl bedenken möge. Aber die Annika bedachte sich nicht lange, sondern legte ihren Arm in den seinigen und gestand ihm ohne Zögern, daß sie ihm gleich von Anfang an gut gewesen sei und auch von keinem anderen etwas wissen wolle, an wenigsten von einem, der nicht einmal das Herz habe, frei heraus zu sprechen. — Es traf sich gut, daß Endoms und seine Frau gerade nach der Stadt gefahren waren. Da gingen die beiden hinaus auf den einsamen Hafen und sahen zusammen bis in die sinkende Nacht, miteinander von der Zukunft plaudernd. Und da, als sie endlich Abschied nahmen, schwuren sie einander zu, daß sie sich angehören wollten für Zeit und Ewigkeit, solange auch jetzt die Trennung dauern sollte.

Als Peter Alars vom Lande abstieg und bald hinter ihm die Gestalt seiner Annika im Rebel zerrann, und die Ufer immer matter und unbestimmter zurücktraten, begleitete ihn noch lange der Schein eines Lichtes, das von einem hohen Punkt mitten im Dorfe her auf das Hoff hinableuchtete. Er wußte, daß dort der Siebel des Kruges lag und daß Konrad oben sein Schlafstübchen hatte. Erst als auch dieses Licht unter die grauen Wellen getaucht war, wurde ihm das Herz ganz leicht. „Ich bin ihm nichts schuldig geblieben“, sagte er sich mit Befriedigung.

II.

Daß Peter Alars wirklich zur See ging und später die schöne Annika heiratete und in die Fischerkate führte, die ihm sein Vater auf dem Gerich hatte verschreiben lassen, wissen wir schon, können uns auch denken, daß er als braver Seemann eine schöne Heuer erhalten und einen großen Teil in blanker Münze beiseite gelegt und dann vor der Hochzeit das alte Haus frisch abgeputzt und die Fensterläden blau angestrichen und den Mast mit dem roten Wimpel vor der Tür aufgerichtet hat, damit jedermann gleich im Vorbeigehen wisse, daß dort ein Seemann wohne. Das lag alles schon länger als ein Jahr zurück von der Zeit, wo dem alten Alars der kleine hellgelbe Engel zwischen den roten und blauen Asten erschienen war.

Peter Alars hatte kein Ziel, die schöne Annika heimzuführen, mit leidenschaftlichem Eifer versolgt und sich's gar nicht anders träumen lassen, als daß er sich von seinem Glück

nie wieder trennen werde, wenn es ihm erst zuteil geworden. Als das Ziel nun aber erreicht und das Glück gewissermaßen in Sicherheit gebracht war, hatte sich bald wieder die Sehnsucht nach der weiten See eingestellt, erst leise mahnend in den langen Nachtstunden, die auf dem Fischerhaken zugebracht werden mußten, dann immer heftiger zum Unmut über die Veränderung der Lebensweise reizend, wenn es viele Tage nichts auf dem Hoff zu tun gab, Reye und Segel ruhig auf dem Stangengerüst trockneten und die Sonne wie eine Schnecke über den Himmel schlich, als ob sie die weißen Sandberge gar nicht mehr erreichen könne. Anfangs machte es ihm Vergnügen, abends mit seinem jungen Weibchen einen Spaziergang über die Dünen nach dem Seestrande zu unternehmen und ihr von seinen Fahrten zu erzählen, aber bald merkte er, daß sie doch kein richtiges Verständnis für diese große Natur hatte und ihm nicht nachempfinden konnte, wenn er die Seemöwe beneidete, die mit weit ausgebreiteten weißen Flügeln über die Wellen hinwegzieht. Annika fühlte sich bekommen in der schauerlichen Einsamkeit zwischen einer Sand- und einer Wasserwüste. Die See kam ihr vor wie ein Ungeheuer mit tausend Jungen, die unaufhörlich zum Lande hinaufleuchten, um es zu verschlingen. Ihr Traum war ein kleines Haus unter grünen Birken, eine freundliche Wiese, von einem klaren Bächlein durchzuzugeln, ein Feld daneben, auf dem die goldenen Wehren wogten, und ein Wald in der Ferne. Sie hütelte sich wohl, ihrem Mann zu verstehen zu geben, daß sie etwas vermisse, aber sie vermochte auch nicht in seine Stimmung einzugehen und seinem Gedankenfluge zu folgen. Sie hatten sich von Herzen lieb und strebten doch innerlich auseinander, ohne sich dessen bewußt zu werden. Das alltägliche Leben gab ihnen nicht genug Anregung zu gemeinsamer Tätigkeit. Annika freilich hatte mit Beforgung der häuslichen Angelegenheiten eine hinreichende Beschäftigung, um nicht Grillen fangen zu dürfen; der Beruf der Hausfrau ist immer und überall derselbe, sie findet sich daher auch leicht in jedem Hause zurecht, in das sie der geliebte Mann einführt. Aber Peter Alars kam sich fast überflüssig vor neben seinem Vater und konnte sich einen ganz anderen Wirkungskreis denken, der die volle Manneskraft in Beschlag nahm und reichlichen Gewinn versprach. Wer erst einmal auf der schwankenden See festen Fuß gefaßt hat, kann das bewegliche Element nicht mehr entbehren.

(Fortf. folgt.)



